

Reinhard Ardelt

Kratzig oder neblig?, oder: Welche Farbe hat ein Quartsextakkord, wie heißt er mit Vornamen, und wie soll ich ihn mir bloß merken?

„Synästhesie“ nennen Neurologen das Phänomen, dass manche Menschen die Wahrnehmungen verschiedener Sinnesorgane unwillkürlich miteinander verbinden, dass man also zum Beispiel bei akustischen Reizen wie beim Musikhören Farben sieht. Ein unter Musikern prominentes Beispiel dafür ist Olivier Messiaen. Er kommentierte einige seiner eigenen Kompositionen, indem er zu den verwendeten Akkorden die Farben angab, die sie „haben“. Seine Farbbeschreibungen sind erstaunlich konkret, es geht nicht um ungefähres oder unscharfes Assoziieren von Farbbereichen. Messiaen sah bei jedem Akkord eine ganz bestimmte Farbe.

Messiaen war nicht der einzige bekannte Musiker, der musikalischen Elementen Farben zuordnete, aber in zweierlei Hinsicht eine Ausnahme. Erstens beziehen sich seine Farbangaben auf Akkorde und Skalen, diejenigen vieler anderer Komponisten (beispielsweise von Josef Matthias Hauer oder Alexander Skrjabin) dagegen auf einzelne Töne. Zweitens war Messiaen Synästhetiker im eigentlichen Wortsinn, d. h. die Farben entstammten nicht einer bewusst und willentlich vorgenommenen Zuordnung, sondern unmittelbarer Empfindung, was nur bei einer Minderheit der Menschen der Fall ist.

Auch wenn man selbst nicht zu den Menschen gehört, die beim Hören Farben sehen, kann man mit solchen Assoziationen arbeiten und sich so Gedächtnishilfen schaffen, um Akkorde wiederzuerkennen. Dazu eignen sich nicht nur Farben, überhaupt nicht nur optische Vorstellungen bis hin zu konkreten Bildern aller Art, sondern auch andere Sinnesreize, zum Beispiel Tastgefühle oder Gerüche. Wie funktioniert das?

Ein Beispiel aus dem Gehörbildungsunterricht: viele Lernenden haben Schwierigkeiten, den verminderten und den übermäßigen Dreiklang zu unterscheiden. Sie nehmen zwar sofort wahr, dass der Klang dissonant ist, also weder Dur noch Moll, aber fragen sich: welcher von den beiden dissonanten Dreiklängen wird denn nun gespielt? Einmal erlebte ich eine Studentin, die dieses Problem für sich auf verblüffende Weise gelöst hatte. Auf die Frage, wie sie die beiden Klänge so sicher erkennt, antwortete sie: „Das ist doch ganz einfach, der eine klingt kratzig und der andere neblig.“

Ich weiß gar nicht mehr, welcher von beiden Akkorden der kratzige und welcher der neblige war, und das ist auch völlig unwichtig. Genauso gut könnte jemand anders die beiden Akkorde auch als „gelb“ und „grün“ hören, oder als „dick“ und „doof“. Entscheidend ist: die Studentin hatte – nicht allgemeingültig, sondern nur für sich selbst – eine Metapher gefunden, die gut zu den Akkorden passte und ihr sicher half, die beiden Akkorde zu unterscheiden.

Für Studierende ist es empfehlenswert, solche Assoziationen für sich zu suchen. Das bedeutet, die zunächst äußere, objektive Information eines bestimmten Klanges mit einer inneren, subjektiven Information zu verbinden. Eine solche Verknüpfung erleichtert das Lernen wesentlich, denn das menschliche Gehirn prägt sich am besten solche Inhalte ein, die möglichst viele verschiedene Anknüpfungspunkte an das früher Gelernte und Erlebte haben. Damit einher geht eine aktive Haltung des Schülers, der den Unterrichtsstoff nicht passiv entgegennimmt, sondern bewusste Schritte zu seiner Angliederung an schon Vorhandenes unternimmt.

Es gibt dabei keinen Grund, das Subjektive an solchen Assoziationen geringzuschätzen. Das Hören funktioniert bei jedem Menschen auf eine eigen-artige Weise: auf eine Art, die ihm persönlich eigen ist. Zu einer professionellen Musikausbildung gehört, sich dieser Eigenart bewusst, selbst-bewusst zu werden. Mehr als in jedem anderen musiktheoretischen Fach geht es im Gehörbildungsunterricht nicht nur um äußere Fakten, sondern auch um eine richtig verstandene Selbsterfahrung: darum, zu beobachten, immer besser kennen und damit umgehen zu lernen, wie das eigene Gehör „tickt“. Es würde das Lernen sehr erschweren, außermusikalische Eindrücke und Empfindungen beim Hören als „unsachlich“ abzutun. Sie gehören zu der Sache, die man lernen will!

Bei dem Begriff der Farbe in Bezug auf Akkorde ist allerdings eine wichtige Einschränkung zu machen. Hier ist die ganze Zeit von einzeln betrachteten, abstrakten Akkorden die Rede, wie sie uns im Unterricht in Harmonielehre und Gehörbildung begegnen. Im wirklichen Leben sind Akkorde aber instrumentiert für eine bestimmte Besetzung, ihre Töne stehen in spezieller Anordnung in bestimmten Oktavlagen, und daraus entsteht unter Umständen ein anderer, vielleicht noch stärkerer Farbeindruck, den man ja auch tatsächlich als „Klangfarbe“ bezeichnet. Diese Klangfarbe bitte nicht mit der Harmonik verwechseln! Wenn man merkt, dass dieser Aspekt das Akkordhören beeinträchtigt, sollte man für die Akkorde die Farbmeteraphern lieber wieder verlassen und andere Verknüpfungen wählen.

Welche Assoziationen oder Verknüpfungen gibt es außerhalb des Bereichs der Sinneseindrücke? Dazu hier noch ein weiterer Vorschlag: Spitznamen! Schon einige Male sind in meinem Harmonielehreunterricht Akkorde von Studierenden umgetauft worden. Der kadenzierende Vorhaltsquartsextakkord hieß in einer meiner Gruppen nur noch „unser Freund“; der übermäßige Quintsextakkord, dessen Funktionsbezeichnung so umständlich ist (meistens ist er ein „Doppel De Vau mit tiefalserter Quinte im Baß“), wurde in einer anderen Gruppe „der Unaussprechliche“.

Dieser Vorschlag funktioniert im Prinzip genauso wie der mit den Farben: ich weise den Akkorden Attribute zu, die nicht aus der Musik stammen, sondern aus meinem persönlichen Assoziieren. Diese Attribute werden zu Eselsbrücken, mit denen ich den Akkord identifiziere, wenn er mir an anderer Stelle wieder begegnet. Der Unterschied zwischen Farben und Spitznamen ist, dass die zweite Methode nicht spontan bei der ersten bewussten Begegnung mit einem Akkord anzuwenden ist, sondern erst später. Denn hier knüpft man nicht an eine unmittelbare Wirkung des Akkords an, sondern an die Erfahrung, die man bereits mit ihm gemacht hat.

Oft, wie in den beiden genannten Beispielen, ist es eine problematische Erfahrung. Der Vorhaltsquartsextakkord wurde von der betreffenden Gruppe über Wochen immer wieder „vergessen“ und bei harmonischen Analysen nicht erkannt. Mein Hinweis, dass es sich wieder einmal um diesen Akkord handelt, wurde jedes Mal mit „Ach ja, den gibt es ja auch noch“ quittiert, und das wurde irgendwann ironisch umgekehrt zu „Da ist ja wieder mal unser Freund“. Der Akkord hatte seinen Namen bekommen! Und natürlich wurde er von diesem Moment an nicht mehr ständig vergessen. Einer Sache einen Namen zu geben, ist ja ein Akt des geistigen Sich-Aneignens.

Ein Vergleich liegt nahe mit Spitznamen, die man Menschen gibt: sie bezeichnen oft ironisch ein Problem oder eine „Macke“ ihres Trägers. Wenn sie aber freundschaftlich gemeinte Spitznamen sind und nicht Schimpfnamen, die nur abwerten sollen, benennen sie das Problematische in der Absicht, es zu integrieren und anzuerkennen, zumindest aber zu ertragen. (Für Akkorde wären übrigens, anders als für Freunde, auch die gehässigsten Schimpfnamen völlig unschädlich.)

Eine professionellere Methode der Namengebung ist, den Akkord nach den musikalischen Zusammenhängen zu benennen, in denen er gebraucht wird. Beispiele dafür sind viele offizielle („neapolitanischer Sextakkord“) oder offiziöse („Tristan-Akkord“, „Chopin-Akkord“) Sondernamen. Von Spitznamen kann man hier nicht mehr reden. Der Name verweist auf einen Kontext, in dem der Akkord entweder ursprünglich, oder besonders oft, oder besonders prägnant vorkommt, oder sogar nur: vorkommen könnte. Auch das könnte ich für mich persönlich abwandeln: z. B. einem Akkord einen Namen geben, der mich daran erinnert, bei welchem Stück ich ihn kennengelernt habe.

Es lohnt sich übrigens, auch die „normalen“ Namen der Akkorde beim Wort zu nehmen – viele dieser Namen enthalten wichtige Informationen zu dem, was man hört. Vor Abkürzungen der Namen ist hier zu warnen, besser lernt man den Namen vollständig. Die Frage, ob ein Akkord nun der „Neapolitaner“ ist oder nicht, beantwortet sich leichter, wenn ich mir nicht die Kurzform des Namens, sondern die volle Form „neapolitanischer Sextakkord“ eingeprägt habe: handelt es sich um keinen Sextakkord, so kann ich die Frage schon mit Nein beantworten.

Oft ist es problematisch, Akkorde einzeln, ohne Blick auf ihr Umfeld lernen zu wollen. Akkorde treten als Bestandteile von Formeln und Satzmodellen auf, die beim Hören als ganze Gestalt manchmal charakteristischer sind als die Einzelklänge. Aus diesem Grund lohnt es sich zum Beispiel beim Vorhaltsquartsextakkord, sich den „Vornamen“ mit einzuprägen. Natürlich ist es umständlich, den vollständigen Ausdruck „kadenzierender Vorhaltsquartsextakkord“ zu gebrauchen. Aber wenn ich mir diesen Namen angewöhnt habe, könnte der Akkord bei einer Analyse (egal ob einer Höranalyse oder einer schriftlichen Analyse am Notenbild) leichter zu erkennen sein, weil er klassischerweise im Zusammenhang einer Kadenz steht und weil es hier nicht den einzelnen Akkord, sondern die Kadenzform als Ganze zu erkennen gilt.